

C. U. Wiesner

Schneewittchen und Rapunzel

Geschichten aus
Kinder- und Jugendzeit



Impressum

C. U. Wiesner

Schneewittchen und Rapunzel

Geschichten aus der Kinder- und Jugendzeit

ISBN 978-3-96521-069-1 (E-Book)

Die Druckausgabe von „Machs gut Schneewittchen“ erschien erstmals 1982, „Leb wohl, Rapunzel“ 1985 im Eulenspiegel Verlag Berlin.

Titelbild: Ernst Franta

© 2020 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: verlag@edition-digital.de

Internet: <http://www.edition-digital.de>

Machs gut, Schneewittchen. Zehn Geschichten aus der Kinderzeit

Wie ich beinahe TERRORIST wurde

Kein Mensch wird als Gewalttäter geboren. So war auch ich zunächst ein braver, etwas moppelhaft anzusehender Knabe, bevor mich das Gefühl jäh angetanen Unrechts um ein Haar zu einer mordgierigen Bestie werden ließ. Dabei zählte ich nicht viel mehr als sieben Lenze und lebte vorwiegend bei meiner Großmutter, die sich redlich mühte, mich zu einem Prachtexemplar von deutschem Jungen zu erziehen. So prangte an unserer einzigen Stubentür eine bunte Europakarte. Darauf durfte ich nach den täglichen Wehrmachtsberichten aus den Reichsrundfunksendern mit selbst gebastelten Stecknadelfähnchen den jeweiligen Frontverlauf markieren. Im ersten Kriegsjahr war das noch eine aufregende Beschäftigung. Später, als die Fähnchen immer häufiger nach links zurückgesteckt werden mussten, hat meine Großmutter die Landkarte abgenommen und eines Tages trotz des warmen Frühlingwetters in unserem einzigen Kachelofen verbrannt. Als wir jedoch das Jahr 1940 schrieben, musste ich noch jeden Abend mein Kindergebet sprechen: „Lieber Gott, ich bitte dich: Ein gutes Kind lass werden mich! Gib mir Gesundheit und Verstand und schütze unser Vaterland! Schütz auch den Führer jeden Tag, dass ihm kein Leid geschehen mag! Amen!“

Dieses ersprießliche Gebet geriet erst aus der Mode, als uns die Sirenen des Fliegeralarms zur Schlafenszeit immer häufiger in den Luftschutzraum trieben.

Für mich stand felsenfest, dass ich einmal Jagdflieger, zumindest aber U-Boot-Kommandant werden würde. Dazu waren zwei Voraussetzungen nötig. Einmal durfte der Krieg nicht zu schnell beendet werden, indem sich etwa die feige

Feindesbrut gar zu eilig ergeben sollte. Zum anderen musste man selber Mumm in den Knochen haben, ein ganzer Kerl sein, eben ein mutiger deutscher Junge. Selbst Siebenjährige ließen keine Gelegenheit aus, ihre Heldenneigung zu beweisen.

In der Nähe des Hauptbahnhofs befand sich eine Fußgängerbrücke. Man hatte sie errichtet, damit die Kleingärtner und Siedler zu ihren Grundstücken gelangen konnten und nicht ewig vor den Schranken warten mussten, die wegen rangierender Güterzüge fast immer geschlossen blieben. Vor Jahren hat man übrigens - ich vermute, auf Wunsch der heutigen Kleingärtner und Siedler - besagte Brücke abgerissen, und als ich dort neulich den Motor ausschaltete und mir eine Zigarette anzündete, ist mir das alles wieder eingefallen. Kam damals eine Lokomotive angefahren, so bestand die erste Mutprobe darin, unerschrocken auf der Brücke stehen zu bleiben und sich den schwarzen Qualm nebst den Funken um die Nase wehen zu lassen. Höherer Mut gehörte schon dazu, auch dann nicht fortzulaufen, wenn das schwarze, fauchende Ungetüm genau unter der Brücke anhielt. Rußgeschwärzte Gesichter, schmerzende Brandflecken und Brandlöcher im Pullover waren der sichtbare Beweis für unsere Kühnheit, die erst dann kläglich dahinschwand, wenn verständnislose Eltern zum unwürdigen, doch bewährten Rohrstock griffen.

Die höchste Mutprobe aber bestand darin, sich von einem rangierenden Güterzug überfahren zu lassen. Das war ganz einfach. Man brauchte nur ein paar Handvoll Schotter zwischen zwei Schwellen herauszuklauben und sich vor dem Herannahen des Zuges flach zwischen die Schienen zu pressen. Hier nun, fast stocke ich beim Berichten, gebrach es mir an jener letzten Kühnheit. Auch nach mehreren, immer höhnischer werdenden Aufforderungen der älteren Jungen machte ich Ausflüchte und traute mich schon gar nicht mehr recht auf die Straße. Bis mir ein Einfall kam, mit

dem ich mich zum Helden des gesamten Bahnhofsviertels aufzuschwingen gedachte.

Ich hatte irgendwo läuten gehört, dass es zu ungeheuren Explosionen käme, wenn man Feuer und Wasser vermischt. Mein erster Laborversuch schien das zu bestätigen. Sobald ich gegen die rot glühende Tür des Kachelofens spuckte, ertönte ein warnendes Zischen. Ich wurde kühner, heizte heimlich unsere elektrische Kochplatte auf der dritten Stufe an und goss ein Viertellitermaß kalten Wassers in einem Zug darüber. Ich erschrak fast zu Tode, als das gemarterte Eisen förmlich aufkreischte und sich mit einer heißen Dampfwolke zur Wehr setzte.

Nun war ich mir meiner Sache sicher. Sollte ich nach dem heldenhaften Wagnis noch am Leben sein, so würde ich mich umgehend an die Westfront melden, um alle noch nicht in deutscher Hand befindlichen französischen Eisenbahnzüge umgehend in die Luft zu sprengen. Ich krakelte auf die ausgerissene Seite eines Schulheftes: „Wenn ich fale, fale ich für Deutschland. Weint nicht um mir. Meine Spilsachen sol mein kleiner bruder haben. Euer lieber Ulrich.“

In das Vorhaben hatte ich nur meinen besten Freund, den Malermeistersohn Hansi eingeweiht. Er sollte unterhalb der Brücke Zeuge der großen Tat werden und im Falle eines Opfertodes meinen Ruhm der Nachwelt künden.

Wir warteten lange vergeblich. Die Abenddämmerung zog herauf. Hansi wurde immer kleinlauter, denn sein strenger Vater pflegte die Hausaufgaben zu kontrollieren. Endlich zeigte sich eine Rangierlok willig und blieb mit dem nur schwach dampfenden Schlot genau vor dem Brückengeländer stehen. Die Ausführung fiel mir ungeahnt leicht, denn meine Blase drückte mich nach stundenlanger opferbereiter Enthalttsamkeit gehörig. Schon der erste Strahl fand sein Ziel, genauer gesagt, er traf ins Schwarze.

Der Gegner indessen zeigte nicht die geringste Wirkung. Er schnaubte heftig auf und fuhr unbeeindruckt dem Rangierberg zu. In namenloser Enttäuschung knöpfte ich den Hosenlatz zu. Ich war so sehr in finstere Gedanken versunken, dass ich den neuen Feind, der mir unerwartet in der Gestalt des Schrankenwärters Hampke erwuchs, beim Abstieg gar nicht bemerkte. Statt meines Freundes Hansi, der sich längst verkrümelt hatte, nahm mich am Fuße der Treppe der kräftige Mann mit der Bahnermütze in Empfang, zog mich an den Ohren in die Höhe, beschimpfte mich als Regimentsschwein und Pullerferkel und kündigte mir an, mich bei der Polizei zu melden. Ich heulte ein wenig, nicht so sehr aus Angst oder vor Schmerzen, mehr aus dem ohnmächtigen Gefühl heraus, diesem groben Unhold gegenüber nicht die durchaus edlen Motive meines Tuns artikulieren zu können.

Seitdem mied ich für längere Zeit die Bahnbrücke und ging fortan fast jeden Nachmittag brav an Großmutter's Hand zur Tante Meta. Sie war eine gütige, immer bleiche Matrone, die selber kinderlos, dazu neigte, mich mit Süßigkeiten, Zinnsoldaten und selbst erdachten Märchen zu verwöhnen. Manchmal, noch nach vierzig Jahren, träume ich von ihr. Ich bin sehr krank, liege im fast abgedunkelten Zimmer. Tante Meta sitzt an meinem Bett, legt mir etwas angenehm Kühles auf die Stirn und singt mit ihrer wunderschönen klaren Stimme: „Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du.“

Vielleicht rührte Tante Metas Bleichsucht von ihrer Tätigkeit her. Sie besaß eine Heißmangel, mit der sie mehr schlecht als recht ihren Lebensunterhalt verdiente. Tagaus, tagein stand sie hinter dem brummenden Ungeheuer. Ich durfte es nicht berühren, denn da waren ungewisse Geschichten in Umlauf - von Leuten, denen es die Hand weggerissen, ja den ganzen Arm mit durchgedreht hatte. Ich habe die friesumspannte Walze nur hier und da, wenn es keiner bemerkte, flüchtig angetippt. In meiner Vorstellung sah ich

mich nämlich platt gewalzt zu einem bunten Tuch mit menschenähnlichen Umrissen am anderen Ende herauskommen und zusammengefaltet in einem Wäschekorb verschwinden.

Die Heißmangel, so dachte ich bis vor Kurzem, sei ein Relikt meiner Kindertage. Wir haben eine vollautomatische Waschmaschine, und die sogenannte große Wäsche holt der freundliche Herr Wegener vom Dienstleistungsbetrieb REWATEX ab und bringt sie uns nach vierzehn Tagen mit seinem Barkas frisch gebügelt in einem handlichen Paket zurück. Es würde mich nicht verwundern, wenn ich eines Tages in der Wochenpost lesen sollte: „Liebhaber sucht guterh. Heißmangel. Zahle Höchststr.“ Und dann stellt er die ungeschlachte Maschine im Garten seines Wochenendgrundstücks auf und bepflanzt sie mit Petunien.

Als ich neulich meine Heimatstadt besuchte, kam ich an einem kleinen Laden vorüber. „Heißmangel“ stand an der Schaufensterscheibe. Ich warf einen Blick durch die geöffnete Ladentür. Da drehte sich summend, von einem Elektromotor getrieben, von einer Zeile blauer Gasflämmchen beheizt, die wohlbekannte friesumspannte Walze. Auf dem gusseisernen Rad stand in erhabenen Buchstaben: „Gebr. Stute Hannover“. Die ältere Dame hinter der Mangel besprenkelte ein Laken mit einer Wasserbüchse, bevor sie es einlegte, ein krumm gewordenes Mütterchen nahm das ausgespiene Wäschestück entgegen und faltete es zusammen. Ich war wieder zu Hause in meiner Kindheit.

Tante Metas Heißmangel brachte für mich dazumal das große Geschäft. Als Siebenjähriger wurde ich für alt und seriös genug befunden, mittwochs und sonnabends die fertige Wäsche bei den Kundinnen der Umgebung auszufahren. An diesen Tagen hatte nämlich der etatmäßige Wäschefahrer Werner sein Braunhemd anzulegen und bei den Hitlerpimpfen den Gleichschritt zu üben, den Lebenslauf des Führers auswendig herzusagen und das völkische

Liedgut zu pflegen. Wenn der Wind günstig und die Ladentür offenstand, hörten wir den markigen Schlachtgesang herüberklingen: „Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem großen Krieg ...“

Meine Arbeit erschien mir nicht schwer. Die Wäschepakete, manchmal auch Körbe - aber die musste ich nicht allein heben - wurden auf einen gummibereiften Fahrradanhänger verladen, und dann gings ab heidi! im Dauerlauf um die Ecke. Und im selben Tempo füllte sich das kleine Schweinslederne Portemonnaie, das mir Tante Meta zur Einschulung geschenkt hatte.

Die Einnahmen bezog ich gleich aus zwei Quellen. Einmal entlohnte mich die gute Heißmangelprinzipalin redlich mit einem Fünfiger pro Arbeitstag. Zum anderen lernte ich schon frühzeitig die köstlichen Segnungen eines Trinkgeldberufes kennen und schätzen, und ich verstehe bis heute nicht, warum ich später eine so bakschischfremde Laufbahn wie die eines Literaten eingeschlagen habe. So mancher Groschen wanderte in meine immer praller werdende Börse. Und der gute messingne Groschen mit den gekreuzten Ähren war in seinem güldenen Glanze noch das Sinnbild üppigen Vorkriegswohlstands, wenigstens so, wie er sich damals in den naiven Hirnen von Kindern und fleißigen Kleinbürgern verklärte - besonders nachdem der Führer, von einer Welt von Feinden dazu gezwungen, mit seinem Zauberstab das gelbe Messing zu Granatzündern verwandelt und das stumpfe Zehnpfennigstück aus verzinktem Eisen in Umlauf gesetzt hatte.

Damals aber hortete ich meinen glänzenden Kinderschatz und mehrte ihn durch etwas, von dem ich noch nicht wusste, dass man es angewandte Psychologie nennt. Ich hatte nämlich ziemlich bald spitzgekriegt, wie man die einzelnen Kunden am wirkungsvollsten begrüßte, wenn man auf Trinkgelder spannte. Bei Klavierlehrerin Haseloff zum Beispiel machte man einen tiefen Diener und verkündete

mit bescheidener Stimme: „Guten Tag, Frau Klavierlehrerin. Meine Tante, Frau Schubotz, schickt Ihnen die Wäsche. Würden Sie so freundlich sein ... ich kann den Korb nicht alleine tragen.“ Fräulein Haseloff trug den Korb sogar ohne meine Hilfe die Treppe hinauf und flötete, immer wieder nach Luft schnappend: „Nein, was es noch für wohlgezogene Kinder gibt!“ Hier war mir außer einem Fünziger sogar ein Himbeerbonbon sicher.

Anders sah es aus, wenn ich Mittelschullehrer Tetzner zu beliefern hatte. Sein Wäschepaket war nie allzu schwer. Trotzdem schaffte ich mir ein asthmatisches Keuchen an, bevor ich den Klingelknopf drückte. Erschien der etwas zu kurz geratene Mann mit der goldgeränderten Brille und dem korrekten Scheitel in der Tür, so legte ich ihm das Paket zu Füßen, um den rechten Arm hochreißen zu können, und krächte: „Heil Hitler, Volksgenosse! Ich bringe die Wäsche!“ Dann schmunzelte Volksgenosse Tetzner wohlgefällig, legte mir die Hand auf den Kopf, wie er es im „Völkischen Beobachter“ dem größten aller Deutschen abgeschaut hatte, und schnarrte mir zu: „Jawollja, immer in strammer Haltung, mein Junge!“ Allerdings gab er nie mehr als einen Groschen.

Allmählich wurde mein Vermögen so umfangreich, dass ich es zum größeren Teil ins Sparschwein umfüllen musste. Mein Vater, der finanziell gesehen ein ziemlich armer Teufel war, empfahl mir, auf ein Knabenfahrrad zu sparen. Er hätte es mir kaum kaufen können, denn es kostete im Kaufhaus Gentz am Steintorturm bare zweiundvierzig Mark.

Leider wurde aus diesem Plan vorerst nichts, denn an der anderen Ecke von Tante Metas Häuserblock lauerte ein ruchloser Versucher darauf, mir die sauer gewordenen Groschen aus der Tasche zu ziehen. Wenn ich heute so Worte wie Konsumzwang und Manipulation höre, muss ich immer an Kaufmann Sumpf denken. Dabei tue ich dem armseligen Tante-Emma-Laden und seinem Inhaber, den

gewiss längst die Brandenburgische Friedhofserde deckt, zweifellos unrecht.

Worin denn bestand sein Verführungswerk? Es gab in seinem Laden zwei Artikel, die Kinderaugen zum Leuchten bringen mochten. Kaufmann Sumpf führte sechs Sorten köstlicher Brauselimonade: Himbeere (rot), Waldmeister (grün, heute sowieso verboten, da angeblich Krebs erzeugend, aber von köstlichem Wohlgeschmack), Apfel (gelblich), Apfelsine (orangefarben, was sonst?), Zitrone (farblos), Schokolade (braun, vielleicht ein Zugeständnis an das herrschende Regime, schmeckte übrigens scheußlich).

Die Brause wurde in 1/3-Liter-Flaschen verkauft. Die hatten noch einen eisernen Bügelverschluss mit Porzellanknopf und Gummimanschette und machten beim Öffnen vernehmlich „plupp!“.

Vor einigen Jahren habe ich mir auf einem polnischen Flohmarkt so eine Flasche gekauft, ziemlich teuer, aber zum ehrlichen Umtauschkurs. Nun könnte ich Kaufmann Sumpf zum Gedenken ab und zu mal „plupp“ machen, aber wer tut das schon? Damals, aber pluppte es bei mir mehrmals täglich. Jedes „Plupp“ kostete mich fünfundzwanzig Pfennige, aber wenn ich die Flasche gleich vor der Ladentür ausgetrunken hatte, belohnte mich Kaufmann Sumpf mit einem blanken Groschen für die leere Flasche. Er dachte übrigens gar nicht daran, mir Vorhaltungen zu machen wegen möglicher gesundheitlicher Schädigungen, wusste ich doch von meiner guten Tante Meta, dass Kinder vom allzu vielen Trinken Läuse in den Bauch bekämen. Aber so waren sie eben, diese Kleinkapitalisten, nur Profit, Profit, Profit ...

Bald begann mir Kaufmann Sumpf auf noch schändere Art das Geld aus der Hosentasche zu ziehen, indem er mich in gütigem Onkelton auf seine Wundertüten aufmerksam machte. Ich war manipulierbar und ging ihm auf den Leim.

Besagte Tüte kostete einen Groschen, und dafür, das muss man zugeben, wurde allerlei geboten. Zugesteckt war sie mit einer Nadel, die gleichzeitig einen Fingerring mit Glasperle festhielt. Was sollte ich als deutscher Junge mit weibischen Fingerringen anfangen? Ich verschenkte sie, wenn gerade keine anderen Jungen in Sicht waren, gönnerhaft an die Mädchen aus dem Häuserblock. Des Weiteren enthielt die Tüte eine kleinere Tüte mit bunt gefärbtem Puffreis. Den konnte man immerhin essen, schon als Äquivalent zu dem täglichen Liter Brause. Das eigentliche Wunder der Tüte bestand jedoch in irgendeiner billigen Schnurrpfeiferei, einem Schnickschnack, einem Firlefanz: Mal war es ein Würfel, mal eine Schleife oder ein Geduldspiel. Jedenfalls blieb der Gegenstand, mit dem man nie was Rechtes anzufangen wusste, stets unter der Erwartung. Von der aber lebte Kaufmann Sumpf, denn ich war nicht sein einziger Kunde. Übrigens nahm ich damals an, er fülle die Wundertüten eigenhändig. Ob es wirklich so war, wird heute kaum noch festzustellen sein.

Der Krieg nahm seinen Fortgang. Im Kreisblatt mehrten sich die Anzeigen mit dem schwarzen Eisernen Kreuz. Immer wieder las man, dass jemand in treuer Pflichterfüllung für Führer, Volk und Vaterland gefallen sei. Die Frauen gingen in stolzer Trauer einher, sahen aber verweint und gar nicht so stolz aus. Überhaupt wirkten die Leute etwas stiller als früher.

Ohne dass es einer so recht angekündigt hätte, wurden manche Dinge teurer. Mir wäre das freilich verborgen geblieben, hätten mich nicht Kaufmann Sumpf und Maxe Kutzt sozusagen mit der Nase darauf gestoßen.

Maxe Kutzt galt als ein Original unserer Stadt. Er verrichtete Botengänge und mit seinem Handwagen kleinere Lohnfahrten. Man erzählt von ihm, er sei da oben nicht ganz dicht gewesen, aber davon muss mich erst einer überzeugen. Er pflegte eine Kneipe zu betreten, und alsbald

steckte ihm ein Stammgast einen Groschen zu und sagte:
„Maxe, pfeif mal!“

Maxe ließ sich nicht lange nötigen. Sein Repertoire war recht einschichtig, er beherrschte nur eine einzige Melodie, die aber perfekt. Maxe piff den Militärmarsch „Preußens Gloria“. Ob wir den heutzutage schon wieder von unseren Blasorchestern hören können, weiß ich nicht. Wir Jungen sangen damals unseren eigenen Text darauf: „General von Ziethen lag im Bett mit seiner Frau Elisabeth. Sie lagen beide Arsch an Arsch und furzten den Radetzky marsch ...“ Maxe Kuhtz also piff und piff und hörte nicht mehr auf. Bis es dem jeweiligen Kneiper zu bunt wurde. Dann langte er Maxe einen Groschen hin und knurrte: „Nu ist jut, Maxe!“ Worauf dieser beide Groschen dem Kneiper aushändigte, seinen Schnaps trank und das Restaurant verließ. Ich glaube übrigens nicht, dass der einfältige Bote die Fachliteratur über Chicago und Umgebung, über Al Capone und Konsorten studiert hat. Bei Maxe kam das mehr so von innen heraus und war unsagbar gutartiger. In gewisser Weise nahm er die Einstellung heutiger Unterhaltungskünstler vorweg: Es kam ihm nicht darauf an, wo und vor wem er auftrat - Hauptsache, die Gage stimmte. So konnte ihn ein beliebiger Halbwüchsiger auf offener Straße engagieren - Maxe piff eben für gutes Geld. Mein Freund Hansi und ich haben es selber ausprobiert. In die Kosten teilten wir uns. Ich zahlte den Groschen fürs Pfeifen, Hansi den fürs Aufhören.

Als wir gegen Ende des ersten Kriegsjahres anderen Jungen unseren Künstler vorführen wollten, bekamen wir eine herbe Abfuhr. Maxe betrachtete geringschätzig meinen Heißmangelgroschen, spuckte darauf, gab ihn mir zurück und knurrte: „Een Fumziger und ne Zijarre, sonst fang ick jar nicht erst an!“ So war Maxe Kuhtz unter die verabscheuungswürdigen Kriegsgewinnler gegangen, und nicht nur er. Als ich meinen Groschen auf den Ladentisch

legte und von Kaufmann Sumpf eine Wundertüte erheischte, sagte er patzig: „Kost jetz zwanzig Fennje, wir ham nämlich Kriech.“

Das mit dem Krieg war mir bekannt, aber eine Verbindung zwischen diesem und der verteuerten Wundertüte vermochte ich zunächst nicht herzustellen. Der Führer hat gesagt, das deutsche Volk muss Opfer bringen für die heldenhaft kämpfenden Soldaten. Das wusste ich von meiner Großmutter. Auch dass er die Losung ausgegeben hat: „Kampf dem Verderb!“ Das wusste ich von Fräulein Schwartzlose, unserer Lehrerin. Die hatte uns das genauer erklärt: Jeder Teller Eintopf, den ein deutsches Kind nicht brav aufisst, bedeutet Verrat an der deutschen Volksgemeinschaft. Ich betrachtete Kaufmann Sumpf. Er hatte genauso ein Bärtchen wie der Führer, aber im Gegensatz zu dem eine spiegelblanke Glatze. Auch war die braune Uniform des Führers viel schöner als Kaufmann Sumpfs fleckiger brauner Kittel. Aber der Blick! Kaufmann Sumpf schaute genauso streng drein wie der Führer in der Wochenschau. Zögernd langte ich den zweiten Groschen aus meiner Schweinslederbörse. Das Geschäft und der Fahrradanhänger waren schließlich heute ganz gut gelaufen.

Draußen öffnete ich die Wundertüte. Sie enthielt einen hölzernen Würfel - und sonst nichts. Spornstreichs lief ich zurück in den Laden und krächte: „Herr Sumpf, Herr Su-umpf! Sie haben nicht mal Puffreis reingetan. Det is Beschiss!“

Kaufmann Sumpf glotzte mich an. Im Laden standen zwei Kundinnen, gemeinsame Kundinnen, denn ich belieferte sie mit Heißmangelwäsche. Die freundlichsten waren sie nicht, obwohl ich sie mit schallendem „Heil Hitler!“ zu begrüßen pflegte. Kaufmann Sumpf blickte auf die beiden Damen, heute würde ich sie als Zimtzicken bezeichnen. Sie schauten einander an und machten mit der Zunge jenes schmatzende Geräusch, das man so unzulänglich mit „Tz, tz, tz“ wiedergibt. Dies ermunterte den Ladeninhaber. Er kam auf

mich zu, haute mir rechts und links eine runter, fügte in der Mitte noch eine hinzu, packte mich am Kragen und beförderte mich mit dem Rufe „Lass dir nicht noch mal bei mir blicken, du Lausewanst!“ vor die Ladentür.

Mir war merkwürdig taumlig zumute. In meinem Kopf summte es. Mir kamen die Tränen. Ich begann schniefend hochzuziehen. Es schmeckte so komisch. Als ich mit dem Handrücken über die Nase fuhr, war alles rot. Nur nicht so der Tante Meta und der Großmutter unter die Augen treten! In einem Hausflur presste ich das Taschentuch gegen die Nase, bis das Bluten aufhörte. Dann warf ich das Taschentuch weg. Bei der Heißmangel herrschte Hochbetrieb. Mein verstörtes Aussehen fiel keinem auf. Ich ging in die Küche, wusch mir die Nase und setzte mich auf einen Stuhl.

Meine Logik war glasklar: Der Führer ist gerecht. Kaufmann Sumpf ist ungerecht. Auch die Feinde sind ungerecht, denn sie wollen Deutschland verderben. Kaufmann Sumpf hat versucht, mich zu verderben. Also ist er ein Feind, denn ich bin ein deutscher Junge. Feinde muss man töten, also muss Kaufmann Sumpf sterben.

Wie aber sollte ich mein Urteil vollstrecken? Ich war ein halbes Pfund Hackfleisch, der Feind aber ein kräftiger Unhold. Das hatte das erste Treffen erwiesen. Vielleicht sollte ich ihm einfach die Schaufensterscheibe mit einem Stein einwerfen? Hier aber setzte eine andere Hemmung ein. Als ich noch sehr klein war, bin ich mit meinem Vater durch die Innenstadt gegangen. Da sind Männer in braunen Uniformen aus einem Auto gestiegen und haben mit Knüppeln eine Schaufensterscheibe eingeschlagen. Mein Vater hat mich auf den Arm genommen. Er hat so komisch gezittert und immerzu vor sich hin gemurmelt: „Diese Schweine, diese Schweine!“ Dann ist er mit mir in die Stehbierhalle von Bunke gelaufen und hat ganz viel Schnaps getrunken. Wie wir nach Hause gekommen sind, hat uns

meine Mutter ganz schnell ins Bett gebracht, und ich durfte bei meinem Vater schlafen. Er hat mich ganz doll gedrückt und immer geweint. Schaufenster einschmeißen, das wusste ich schon damals, muss etwas ungeheuer Böses sein.

Meine Nase schmerzte noch heftig, als mich Großmutter an diesem Abend zudeckte, aber ich behielt mein Wundertütenerlebnis für mich. Die Großmutter schnarchte schon ein wenig, da sprang mich plötzlich der zündende Gedanke für meine Rachepläne an. Wenn ich Kaufmann Sumpf einfach umbrachte, kam er womöglich noch in den Himmel - wer konnte sich in solchen Fragen schon aus? - und durfte täglich die lieben Englein singen hören. Und was hatte ich davon?

Nein, das Schicksal sollte ihn härter treffen. Man muss ihm das Liebste nehmen, was er auf dieser Erde hatte, und das war unbestritten seine Frau. Selbst wenn Kunden im Laden waren, turtelte er mit dieser Dame herum, dass man schon gar nicht mehr wusste, was man als Siebenjähriger für ein Gesicht machen sollte. Mit honigsüßer Stimme sprach er zu ihr: „Mein Pusselchen, mein Schnudelchen“ und betatschte sie dauernd unter ihrem faltigen Doppelkinn. Dabei war Frau Sumpf alles andere als schön. Sie überragte als dürre Bohnenstange ihren Mann um Haupteslänge, watschelte wie eine Ente und hatte eine genauso scheppernde Stimme wie der Wecker meiner Großmutter. Dabei tat sie aber ungeheuer fein, und wenn sie wirklich mal im Laden mit bediente, verbesserte sie ständig meine Aussprache. Kurzum: Frau Sumpf war das geeignete Opfer meiner Rache. Diese aber musste sorgfältig geplant werden.

Da ich fast täglich in der Gegend herumstreunte, wusste ich, dass Schnudelchen jeden Donnerstagnachmittag in die Stadt fuhr. Sumpfs wohnten zwar nicht auf dem Lande, aber wenn man bei uns Stadt sagt, meint man noch heute die beiden rechtwinklig zueinander verlaufenden

Hauptgeschäftsstraßen im Weichbild der historischen Neustadt. Was Frau Sumpf dort jeden Donnerstag zu suchen hatte, habe ich nie erfahren. Ich will ihr - schon ob des geschilderten Aussehens - nicht unterstellen, dass sie einen Liebhaber besuchte. Ich weiß auch nicht, ob sie Singestunde im Kirchenchor von St. Katharinen hatte oder gar Versammlung bei der NS-Frauenschaft, einer Organisation, über die ein literarischer Spottvogel nach dem Ende des Tausendjährigen Reiches schrieb: „Dem Führer unsre Mühe, dem Führer unsre Kraft. Wir sind die alten Kühe der NS-Frauenschaft.“ Ich wusste jedenfalls, dass Frau Sumpf zu ihrer Stadtfahrt stets die Weiße Linie der Straßenbahn benutzte, und zwar genau um 15 Uhr. Woher ich das so genau weiß? Natürlich hatte man mir noch keine Quarzuhr zur Einschulung geschenkt. Meine erste Uhr bekam ich mit neunzehn Jahren. Das Westgeld dafür haben meine Eltern zum Schwindelkurs eingetauscht. Meine genaue Zeitangabe entsprang einer einfachen Beobachtung. Kaufmann Sumpf öffnete pünktlich um 15 Uhr seine Ladentür für die Kundschaft. Donnerstags ließ er bei der Gelegenheit sein aufgedonnertes Pusselchen hinaus, drückte ihr einen vermutlich nach Fassgurken schmeckenden Schmatz auf den Mund, und Schnudelchen stöckelte eilig zu der etwa 100 Meter oberhalb des Eckladens liegenden Haltestelle. Fuhr die Weiße Linie dann am Laden vorüber, so warf Kaufmann Sumpf seiner Holden durchs Fenster eine Kusshand zu.

Ein echter Terrorist studiert die Gewohnheiten seiner Opfer, und man sieht, ich war ganz gut im Bilde. Mein Plan schien so genial wie einfach: Ich brauchte nur die Straßenbahn unmittelbar vor dem Sumpfschen Laden zum Entgleisen zu bringen, so fand nicht nur Pusselchen ein grausiges Ende - der Schläger im fleckigen Kittel musste auch noch die Katastrophe mit eigenen Augen ansehen.

Vielleicht sollte ich, bevor ich zum Attentat schreite, erklären, was es mit dem Phänomen der Weißen Linie auf sich hat. In meiner Heimatstadt führten die Straßenbahnlinien bis 1945 nicht, wie andernorts üblich, Nummern zur Unterscheidung, sondern Farben, die sie auf drehbaren Schildern oberhalb der Fahrerkabine zeigten. Es war ähnlich wie bei Kaufmann Sumpfs Brausesortiment. Es gab eine Rote, eine Gelbe, eine Blaue, eine Weiße und zeitweise auch eine Grüne Linie. Die Weiße sollte nach meinem Willen die Sumpfsche Todeslinie werden.

Wenn ich die Dinge heute so überschaue, so erschreckt es mich noch im Nachhinein. Mir kam nicht einmal der Gedanke, dass doch auch der Fahrer, die Schaffnerin und etliche unschuldige Fahrgäste zu den Opfern hätten zählen können. Darum begreife ich vielleicht als einziger Bürger unseres so friedlichen wie gutartigen Landes in vollem Umfang die Schrecken des internationalen Terrorismus. Damals war es mir - den vulgären Ausdruck kannte ich freilich noch nicht - scheißegal.

Der nächste Abschnitt der fahrplanmäßigen Strecke bot ohnehin seine Gefahren. Die Bahn überquerte die kesselförmige Erweiterung des Büttelhandfassgrabens. Der Überlieferung nach pflegte sich dort im Mittelalter der Scharfrichter, wenn er am nahen Galgen einen armen Sünder gehenkt hatte, die Hände zu waschen. Auf dem Eis des zugefrorenen Kessels tummelten sich im Winter die Kinder mit Schlittschuhen oder Holzpantinen, je nach dem sozialen Status. Ich habe dieses Eis nie betreten, denn von Tante Meta wusste ich, dass hundert Jahre zuvor ein durchgehendes Fuhrwerk in den Kessel gerast sei. Weder vom Fuhrmann noch vorn Wagen und den Pferden habe man jemals eine Spur gefunden. Leider stand es nicht in meiner Macht, die Bahn mit Frau Sumpf in den grausigen Kessel stürzen zu lassen.

Der von mir bestimmte Todesort lag etwa zweihundert Meter davor. Als sich, von der Haltestelle kommend, die Bahn der geballten Ladung näherte, war ich für Sekunden bereit, auf die Schienen zu springen, um das Unheil doch noch zu verhindern. Pure Feigheit hielt mich zurück.

Fünf Jahre später erlebte ich fast an derselben Stelle, was es heißt, Todesfurcht zu empfinden. Wir hatten im Frühjahr 1945 die noch immer umkämpfte Stadt verlassen müssen. Als wir, Vater, Mutter, Bruder und ein unechter Foxterrier zurückkehrten, unsere Habe auf einen Handwagen gepackt, war jene Büttelhandfassbrücke der einzig mögliche Zugang zu unserem inzwischen halb niedergebrannten Stadtviertel. Aber die Brücke bestand nur noch aus zwei einsamen Straßenbahnschienen, über die man ein paar Bretter und ausgehängte Türen gelegt hatte. Nachdem wir mit winzigen Zeitlupenschritten das andere Ufer erreicht hatten, troff uns der Angstschweiß aus allen Poren.

Heute ist der Kessel längst zugeschüttet. Eine breite Straße führt darüber. Es gibt keine Tante Meta mehr und auch keinen Kaufmann Sumpf. Bei aller Feindschaft wünsche ich ihm nachträglich, dass er seine Frau noch oft „Mein Pusselchen“ und „Mein Schnudelchen“ nennen durfte.

Wer einen Groschen aus Messing auf die Schienen legt, bringt keine Straßenbahn zum Entgleisen und keine dürre Kaufmannsfrau vom Leben zum Tode, genauso wenig, wie ein Bombenleger den gesetzmäßigen Lauf der Dinge ändert. Und ich bin ganz froh, dass ich das aus eigener Erfahrung sagen kann.

Wie meine Laufbahn als KLAVIERVIRTUOSE scheiterte

Man müsste Klavier spielen können, behauptete man vor einem Menschenalter, denn wer Klavier spielt, hat Glück bei den Frauen. Was mögen das für rückständige Zeiten gewesen sein! Ein junger Mann von heute würde bei den meisten Mädchen als bleicher Spinner abblitzen, versuchte er, auf diese altmodische Art zu landen, es sei denn, er säße schön und blond wie der Franzose Richard Clayderman im weißen Frack am weißen Flügel und spielte Pour Adeline oder Song Of Joy. Aber wer klimpert sonst schon noch selber auf dem Piano herum, wo es doch viel bequemer ist, eine Platte aufzulegen oder den Rekorder einzuschalten? Im Zeitalter der wachsenden Spezialisierung überlässt man die Musik den professionellen Fachleuten, anstatt sich mit hausgemachter Stümperei abzugeben.

Was mich betrifft, so bin ich ein altmodischer Mensch und bedauere das Dahinsterben des Klavierspielens. Eingeweihte wissen, dass ich nicht von jenem Instrument rede, wie es Annerose Schmidt in internationalen Konzertsälen zu immer neuen Ehren führt. Ich meine jenes Klavier, das in einem Café stand. Drei würdige Herren, Violine, Cello, Piano, gaben dort nachmittags zu Mokka und Kirschtorte die Serenade von Toselli oder das Poem von Fibig, vertauschten nach dem Abendbrot den schwarzen Smoking mit der Lüsterjacke, die Streichinstrumente mit Saxofon und Schlagzeug und spielten zu gedämpftem Licht eine so leise, zärtliche Barmusik, dass man seiner Partnerin beim Tanzen nicht das Ohr abbeißen musste, um ihr mitzuteilen, dass man das erste Mal in dieser zauberhaften Stadt sei.

So was gab es, Ehrenwort! bei uns noch Mitte der sechziger Jahre, zum Beispiel im Bahnhofshotel zu Quedlinburg. Als die Nostalgiewelle trotz allen Hohngeschreis der Presse auch

bei uns eindrang, vielleicht nicht so sehr die Seelen wie die Haushalte überspülte, hegte ich die heimliche Hoffnung, auch das Klavier mit seiner dezenten Barmusik würde wieder in unseren Breiten heimisch werden. Ein törichtes Hoffen, wie inzwischen jeder weiß.

Wäre ich nicht ein so faules und undiszipliniertes Kind gewesen, so könnte ich heute mich und die Meinen an den himmlischsten Gaben der Frau Musica laben. In meinem Zimmer stünde ein braunes, matt glänzendes Klavier mit messingnen Kerzenleuchtern. Und wenn mir so wäre, mitten in der Nacht, so setzte ich mich im Schlafanzug auf den harten Schemel, schlüge behutsam den Deckel auf und spielte mit versonnenem Lächeln die Mondscheinsonate.

Geboren bin ich in einer Eckkneipe, im letzten Monat der Weimarer Republik. Die Stammkunden nannten das Lokal den „Blauen Affen“, obwohl es eigentlich ganz anders hieß. Es verkehrten dort Arbeiter, Straßenbahner und Inhaber kleiner Läden, Kommunisten, Sozialdemokraten und parteilose Kleingärtner. Familienväter versoffen ihren Wochenlohn und Arbeitslose ihr Stempelgeld. Selbst der berühmte Zuhälter und Messerstecher Schmalte Brebeck trank ab und an seine Molle und seinen Korn, soll jedoch niemals randaliert haben.

Der „Blaue Affe“ muss eine mächtig verräucherte Stampe gewesen sein, hatte aber außer den herkömmlichen schlichten Getränken auch einiges zu bieten, nämlich Bockwurst mit Kartoffelsalat, Soleier und Buletten und nicht zuletzt das Klavierspiel meines Vaters. Das war nämlich das einzige, was ihm in dieser Kneipe Spaß machte. Als sehr jungen Mann hatte ihn der Rat der älteren Geschwister dazu verdammt, meiner Großmutter am Thresen mannhaft zur Seite zu stehen.

Mein Vater hat nie Klavierspielen gelernt, aber es ist noch heute so mit ihm: Er nimmt ein Instrument zur Hand, fingert

ein bisschen daran herum, und schon entlockt er ihm zusammenhängende und durchaus melodisch klingende Töne. Im „Blauen Affen“ spielte er im Nu die allerneuesten Schlager: „In einer kleinen Konditorei ...“, „Schöner Gigolo, armer Gigolo ...“, „Adieu, du kleiner Gardeoffizier ...“, „Es war einmal ein Musiker ...“.

Die Schlager des Jahres 1935 hießen: „Regentropfen, die an dein Fenster klopfen ...“ und: „Du kannst nicht treu sein, nein, nein, das kannst du nicht ...“.

Man sagt mir nach, ich hätte neben Vaters Klavier gestanden und aus voller zweijähriger Kehle mitgesungen.

Es waren schlechte Zeiten für eine Arbeiterkneipe, deren Pächter von der Adlerbrauerei doch ziemlich ausgeräubert wurde. Die verlangte als Pacht vierzig Prozent vom Bierumsatz, wobei Vater natürlich das Bier nur von der Adlerbrauerei beziehen durfte, und das war fast noch schlechter als das, was man heute für gewöhnlich in den Kaufhallen meiner Heimatstadt in seinen Korb fischt.

Meine Mutter hat allerdings noch eine andere Version für den Exodus aus dem Blauen Affen anzubieten: Sie habe um ihr Kind gefürchtet. Einmal sei sie dazugekommen, wie ein betrunkenener Stammgast an der Pinkelrinne stand, mit der Rechten sein Gerät bedienend, mit der Linken dem Kleinkind eine angebissene Bulette entgegenhaltend: „Na, Kleener, wiste ma abbeißen?“ Außerdem soll man mich mehrfach gesichtet haben, wie ich in Windeseile Likör- und Bierneigen leerte.

Ohne näher auf solche Legenden einzugehen, will ich nur mitteilen, dass sich meine Großmutter Ende 1935 ins Rentnerdasein zurückzog, während meine arbeitslosen Eltern von ihren letzten Ersparnissen eine mehr als bescheidene Zweizimmerwohnung in der Bahnhofsgegend mieteten. Vater bekam endlich eine dürftig bezahlte Stellung als Fürsorgearbeiter bei der Stadtverwaltung. Es

reichte trotzdem nicht hin und nicht her. Großmutter sprang ein und nahm wenigstens einen Fressack, nämlich mich, in Kost und Logis.

Fortan wohnten wir beide in einem prächtigen dreigeschossigen Jugendstilhaus Am Altstädtischen Markt Nr. 3. Erst vor Kurzem habe ich meiner Frau, die nicht aus dieser Stadt stammt, das Haus gezeigt. Der Marktplatz als solcher ist verschwunden. Busse und Baufahrzeuge donnern um die Ecke. Es staubt und stinkt nach Diesellabgasen.

Vor dem Rathaus stand in meiner Kinderzeit der Kurfürstenbrunnen, eine kunstvolle Bronzegussplastik, Reiterstandbild des Burggrafen Friedrich von Nürnberg unter gotischem Baldachin, errichtet im Jahre 1912. Da waren es gerade 500 Jahre her, dass die Hohenzollern Einzug in die Mark gehalten hatten. Der Brunnen mit seinen Figuren wurde 1945 von der neuen Stadtverwaltung entfernt, zwei Jahre bevor der Alliierte Kontrollrat einen toten Hund noch einmal totschiess: den preußischen Staat. Vielleicht haben wir nach all den schweren Jahren heute den Ansatz gefunden, unser Verhältnis zur Geschichte zu ordnen, es endlich einmal dahin zu bringen, dass Geschichte nicht das langweiligste und widerwärtigste unter unseren Schulfächern ist. Leider können wir bestimmte Schlösser nur mehr in historischen Bildbänden wiederfinden und den viel wertloseren Kurfürstenbrunnen bloß noch auf antiquarischen Ansichtskarten.

Ich betrete das Haus mit Vorsicht, denn ich weiß: Die Erinnerung vergoldet selbst einen Kackhaufen. Und genau über den stolpern wir schon im Hausflur, und er ist nicht vergoldet. Das Treppenhaus wirkt dreckig und verkommen. Erhalten sind wie durch ein Wunder das prächtig geschnitzte Geländer mit den Löwenköpfen und die bunten Glasfenster mit den Blumen- und Bienenornamenten. Es war mal ein hochherrschaftliches Haus. Aber schon nicht mehr, als Großmutter und ich einzogen.

Die Wohnung im zweiten Stock mit ihren vermutlich acht Zimmern war mehrfach geteilt. Großmutter bezog als Untermieterin eine Stube mit Küchenbenutzung. Die Stube war ein kleiner Tanzsaal mit Parkett, einem Erker und dem Balkon, auf dessen Blumenkästen Großmutter weiße und lila Petunien und schon in Friedenszeiten aus Sparsamkeitsgründen Tomaten zog. Die Küche, rundum gefliest und mit einer riesigen Kochmaschine für Holz- und Kohlenbetrieb ausgestattet, hatte etwa die Grundfläche einer Dreiraumneubauwohnung auf der Berliner Fischerinsel von heute.

Schlimm war es bei aller einstigen Hochherrschaftlichkeit nur, wenn man ein menschliches Bedürfnis verspürte. Da zu unserem Wohnungsabschnitt weder Bad noch Innentoilette gehörten, versorgte uns Großmutter mit einem sogenannten Nachteimer. Das war eine höchst sinnreiche Einrichtung aus gutem weißen Porzellan mit geflochtenem Korbbügelgriff. Nach verrichtetem kleinen Geschäft verwandelte sich der Deckel mittels Umdrehens in einen Geruchsverschluss. Ich möchte nicht wissen, was Freunde historischen Haushaltsgeräts beim Staatlichen Antiquitätenhandel in der Frankfurter Allee heutzutage für so ein Gerät anlegen würden, zumal sein Gebrauchswert für Wochenendhäuser ohne Wasseranschluss gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Ich will mich hier auch gar nicht über das sonstige Mobiliar meiner Großmutter verbreiten. Dreimal in ihrem Leben ist die alte Dame noch umgezogen, aber das letzte Mal konnte sie weder ihren Biedermeierlehnstuhl noch das grüne Plüschsofa mitnehmen, auf dem ich als Kind geschlafen habe. Beides und noch etliches dazu wurde zerhackt oder verschleudert. Jahre später bin ich dem Stübchen meiner Kinderzeit wiederbegegnet. Im Märkischen Museum: Berliner Jugendstilzimmer, stand auf einem Pappschild.

Ich führte ein herrliches Leben bei meiner Großmutter. Vom erstarkenden Faschismus, von Wiederaufrüstung und Vorbereitung des zweiten Weltkrieges kriegte ich nichts mit. Einmal fragte mich, während sie mir eine Scheibe Jagdwurst zuschob, die Frau vom Fleischermeister Strehlau, wie man so Kinder fragt: „Na, was macht denn dein Vati?“ Und prompt und nach bestem Wissen antwortete der Dreijährige: „Der schimpft auf die blöden Nazis!“ Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass meine Großmutter den stumpfsinnigen Klotzgesellen, einen fanatischen SA-Mann, mit einer Flasche Cognac, einem Geldschein und vielen guten Worten davon abgebracht hat, Anzeige gegen meinen Vater zu erstatten.

Als meine Großmutter im Februar 1952, fast zweiundachtzig Jahre alt, starb, habe ich bis zuletzt an ihrem Bett gesessen und ihre welk gewordene Hand gestreichelt. Sie kam aus den ärmlichsten Verhältnissen und hat vor dem ersten Weltkrieg sogar einen bolschewistischen Arbeiterführer in ihrer Wohnung in der Kronprinzenstraße, der heutigen Jeßnerstraße, versteckt. Aber wie so viele deutsche Frauen erlag sie zeitweise der mir heute unverständlichen Faszination des Führers Adolf Hitler.

Maikundgebung 1937 der Nazis auf dem Altstädtischen Markt. Uniformierte Kolonnen ziehen auf. Marschmusik. Fanfaren der Hitlerjugend, Trommeln und Pfeifen der Spielmannszüge. Großmutter und ich nehmen die Parade vom Balkon ab. Ich bekomme die Fußbank untergeschoben, um meinen Hals über die Blumenkästen recken zu können. An seinem Podium hebt der Nazi-Kreisleiter zu reden an. Plötzlich bricht ein Schneesturm los, geht in einen urgewaltigen Pladderregen über. Alles rennet, rettet, flüchtet. Der nasse Kreisleiter flieht in sein Auto. Großmutter und ich stehen auf dem Balkon. Wir schreien vor Lachen. Plötzlich zieht mich Großmutter vom Balkon und sagt, während sie sich das runzlige Gesicht mit dem Taschentuch trocknet: „Der Führer würde das gar nicht ulkig finden.“

Manchmal besucht uns mein Vater nach Feierabend. Ich höre nicht zu, wenn er mit Großmutter was bespricht. Ich kraule Piesel, unserem blauen Wellensittich, den Kopf, während er altklug schnarrt: „Kommt der Ewald mitm Rrrrad?“ Vater Ewald aber klemmt sich schon die Fahrradspangen ans Hosenbein, knöpft die zerschlossene Reichsbannerwindjacke zu und drückt seinen kleinen Jungen noch einmal an sich. Und dann schreien wir einander zu, er vom Altstädtischen Markt, ich vom Balkon mit den Petunien: „Nacht! Nacht! Schlaf schön! Traum schön!“

Nun liege ich im Bett. Großmutter schnarcht schon. Sie ist die Großmutter aus dem Märchen vom Rotkäppchen. Der Wolf sieht genauso aus wie der Klotzgeselle von Fleischer Strehlau. Weiße Lichtfelder ziehen über die hohe Zimmerdecke. Über den Markt fährt die Grüne Linie der Straßenbahn. Oder ein Auto ...

Auf einmal erklingt die wunderschöne Musik. Die Petunien im Blumenkasten haben richtige Gesichter. Sie klettern heraus und tanzen um Brummchen, meinen kleinen Teddybären, herum und singen:

„Mit den Füßchen trapptrapptrapp, mit den Händchen klappklappklapp, einmal hin, einmal her, ringsherum, das ist nicht schwer.“

Plötzlich fährt Großmutter hoch und raunzt: „Kann se denn gor keene Ruhe ni geben, die ale Baronin? Schlaf ok, Ulrich!“

Die Baronin war unsere Hauptmieterin, eine verarmte baltische Adlige namens Edith Zoege von Manteuffel. Die Leute im Hause erzählten von ihr, sie sei vor den Roten und ihrer Revolution geflohen und habe nicht viel mehr retten können als ihr wertvolles altes Klavier. Erst viel später begann ich, mir über diesen sonderbaren Umstand Gedanken zu machen, als ich nämlich beobachtete, wie vier bullige Möbelträger ächzend und fluchend ein Klavier die

Treppe hinaufwuchteten. Aber da war es längst zu spät, Frau von Manteuffel nach Einzelheiten ihrer Flucht zu fragen. Wir werden also nie erfahren, ob sie mit einer herrschaftlichen Kutsche geflüchtet ist, das Klavier auf dem Rücksitz, oder ob das alte Klangmöbel auf einem Fischerboot über die Ostsee schaukelte, an dessen Ruder ein durchnässtes, verängstigtes Frauchen den Wellen trotzte.

Jedenfalls können weder das Instrument noch die Kunstfertigkeit seiner Besitzerin unter der mutmaßlich abenteuerlichen Flucht ernsthaft gelitten haben. Damals ahnte ich nicht einmal, was ein Nocturno, ein Präludium oder eine Sonate sei. Mir war jedoch unverständlich, warum Großmutter über diese wunderschöne Musik schimpfte. Als ich der Baronin nach Jahren wiederbegegnete, erfuhr ich, dass sie gern Bach und Mozart spielte, am liebsten aber Chopin, abends, ohne das Licht anzuzünden, allein in dem hohen dämmrigen Zimmer.

Großmutter hatte ihren eigenen Geschmack und dazu ein Grammophon sowie ein Blaupunkttradio mit soundso viel Röhren. Sie liebte wohltönende Männerstimmen, gleich, ob es der schmelzende Tenor Enrico Carusos oder der röhrende Bass Leo Schützendorfs war, und versicherte mir immer wieder, dass solche Leute Gold in der Kehle hätten. Sang jedoch eine Frau, womöglich noch eine Koloratursopranistin wie Erna Sack, so erklärte mir Großmutter: „Die ale Gake schreit, weil se Hunger hat!“ Und schaltete schleunigst das Radio ab. Im übrigen liebte sie Marschmusik und vaterländische Gesänge, und da kam man zu jener Zeit und in jener Stadt so recht auf seine Kosten.

Auffälliger als die mittelalterlichen Kirchen und Tortürme, als die Fabrikschornsteine der Gründerzeit prägten die wilhelminischen Backsteinbauten mit ihren schwarz-weiß-roten Schilderhäusern den Charakter der Stadt. Aber statt dem strahlenden Weiß der Kürassiere und dem Königsblau

der Prinz-Heinrich-Füsiliere von einst herrschte nun das Feldgrau der Wehrmacht.

Die Mehrzahl der Einwohner platzte noch vor Stolz auf blank gewichenes Lederzeug, klatschenden Stehschritt, klingendes Spiel, rossgeschweifte Schellenbäume.

„Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren, öffnen die Mädchen die Fenster und die Türen ...“

Vermutlich auch noch anderes. Das Großdeutsche Reich brauchte Soldatennachwuchs. Ei warum?

„Ei warum? Ei darum! Ei warum? Ei darum! Ja, bloß wegen dem Tschingdarassa, Bumdarassassa!“

Im Haus gegenüber steht ein grauköpfiger Invalide am offenen Fenster. Die blinkenden Instrumente kann er nicht mehr sehen, seit ihn in Frankreich eine Gelbkreuzgranate um sein Augenlicht gebracht hat. Aber das Gehör ist noch in Ordnung. Die Finger der Linken trommeln begeistert den Takt der „Alten Kameraden“ auf dem Fensterbrett mit.

Auf dem Markt hat die Regimentskapelle der 68-er Infanterie zum Platzkonzert Aufstellung genommen. Ein vierjähriger Knirps drängelt sich durch die Schaulustigen, klettert auf das Podium und macht sich mit der Holzpeitsche seines Kreisels zum Kodirigenten. Der gestrenge Kapellmeister mit den silbernen Schulterstücken schmunzelt, drückt mir seinen Taktstock in die Hand und lässt mich den Marsch allein zu Ende dirigieren.

Großmutter hat das alles vom Balkon aus beobachtet. Voller Stolz erzählte sie meinem Vater am Abend davon und meinte: „Glaubs ok, Ewald, aus dem Jungen wird amol a großer Musiker.“

Nun gab es zu allen populären Marschmelodien eine meist recht vulgäre Textdeutung. Da ich gelehrig wie unser Wellensittich war, hatte ich den Gassenjungen schon ein beträchtliches Repertoire abgelauscht. So konnte ich, als

mich Vater fragte, was denn die Kapelle gespielt habe, sofort aus dem Vollen schöpfen und losschmettern:

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann,
was macht denn ihre Frau?
Sie wäscht sich nicht, sie kämmt sich nicht,
sie ist ne alte Sau.“

Fortan dirigierte ich mit Fleiß das Viermannorchester auf dem Vorschiff des Dampfers „Deutschland“, die Blaskapelle im Pavillon des Ausflugslokals, ja, sogar die klitzekleinen Bläser, die sich hinter dem stoffbespannten Radiolautsprecher versteckten.

Eines Tages aber wurde meiner Vorliebe für preußische Marschmusik fürs erste gründlich Abbruch getan. Mein gleichaltriger Freund Klaus, ein Lehrerskind aus unserer Etage, und ich schlossen uns einer vorüberziehenden Militärkapelle an und versuchten mit unseren kurzen Beinchen, im Takt der Musik zu marschieren. Andere Kinder folgten unserem Beispiel, ließen sich aber bald zurückfallen. Genau vor uns rumste die Pauke, zischten die Becken, brummte die Tuba, dröhnte das Helikon, das seinen Bläser wie ein gewaltiger Elefantenrüssel umspannte. Wir marschierten durch Straßen, die wir noch nie betreten hatten. Die Leute an den Fenstern schienen nur uns zuzuwinken. Wir legten ernsthaft grüßend die Hand an einen eingebildeten Stahlhelmsrand. Ich weiß nicht, wo wir gelandet wären, hätte die Kapelle nicht eine Brücke überquert. Was war Fridericus Rex, was waren die blitzenden Instrumente gegen den qualmenden Schleppdampfer, der sich drunten auf dem Kanal mit seinem Lastkahngefolge langsam der Brücke näherte! Wir sammelten eifrig Spucke und zielten auf die Mützen der Schiffer. Als diese Munition knapp wurde, ersetzten wir sie durch Steinchen und kringelten uns vor Vergnügen über das ohnmächtige Schimpfen der Kahnbesatzungen und das Gekläff der Schiffshunde. Erst als der Schleppzug schon nicht mehr zu

sehen war, fiel uns ein, dass wir ja wieder nach Hause müssten. Eine böse Vorahnung trieb uns, jeder noch einen Strauß von den schönen blauen Blumen zu pflücken, die in dem gelben Roggenfeld hinter der Brücke leuchteten. Wie wir nach Hause zurückfanden, weiß ich nicht mehr.

Großmutter hatte zunächst vom Balkon aus den Marktplatz überspäht, dann zusammen mit der Lehrersfrau die angrenzenden Gassen abgesucht. Als ich klingelte, setzte sie sich gerade den guten schwarzen Strohhut mit den künstlichen Kirschen auf, um zum Polizeirevier zu gehen. Was halfen mir die Kornblumen, die ich ihr Verzeihung heischend entgegenstreckte? Großmutter nahm das Rohrstockchen, mit dem sie sonst unsere Sofakissen ausklopfte, vom Schlüsselbrett und führte es einem bisher von mir nicht gekannten Verwendungszweck zu. „Dir werd ich helfen“, sprach sie grimmig, „dass muss amol an Ende ham mit der verrickten Soldatenmusike!“

Ein paar Jahre später - das Großdeutsche Reich befand sich schon im Kriegszustand mit den meisten Ländern seines Erdteils - zogen meine Eltern aus der Kleinen Gartenstraße in die Große Gartenstraße um. Die Wohnung hatte nun statt zweier drei Zimmer und dazu eine richtige Badestube und außer Keller und Bodenkammer sogar einen Holzstall auf dem Hof. Meine Mutter hegte fortan die Vorstellung, wir seien etwas Besseres, denn in dieser Straße wohnten neben den Arbeitern immerhin einige Gewerbetreibende, und sogar die Straßenbahn fuhr an unserem Haus vorüber. Ganz so vornehm, wie meine Mutter annahm, war die Gegend wirklich nicht. In einer Kellerwohnung des Nebenhauses vegetierten Bialoblotzkys, deren Kinder voll von Flöhen saßen, und von unseren Mitbewohnern will ich gar nicht erst anfangen zu erzählen. Im Haus gegenüber lebte Mutter Imme mit ihrem feisten Mops Pucki, der mit ihr aus einem Teller schleckte und am selben Bonbon lutschte. Pucki nahm ein schlimmes Ende. Als es einmal während des Abendbrots

klingelte, erschrak sich der kleine Fettsack so, dass er vom Tisch fiel und inwendig platzte.

Neben Mutter Imme wohnte das Ehepaar Saumsiegel. Er war irgendwo Vorarbeiter. Am Lohntag stand seine Frau stets am Fabriktor, aber Saumsiegel entkam ihr immer wieder auf irgendeinem Schleichpfad. Gewitzt durch dreißig Ehejahre, wechselte er jeden Freitag die Kneipe. Mal ging er ins „Stadt Hamburg“, mal ins „Märkische Haus“, hin und wieder sogar zu „Affedu“. Dieses Restaurant trug seinen Namen nach dem Besitzer, der im angetrunkenen Zustand seine Gäste mit dem Schimpfwort „Du Affe, du!“ zu belegen pflegte. Saumsiegel aber musste jedes Mal die gleiche trübe Erfahrung machen. Spätestens nach der dritten Molle mit Korn stand sein zweizentnerschweres Weib wie eine drohende Wand hinter ihm und knurrte mit ihrer Bassstimme: „Gib das Geld raus!“ Dann zahlte Saumsiegel und folgte ihr ohne Widerrede an den heimischen Herd. Während sie das Geld nachzählte, murmelte er was von Kelleraufräumen, setzte sich drunten auf den Holzklotz und leerte in Gemütsruhe die hinter einem Holzstapel versteckte Flasche Branntwein. Solchermaßen gekräftigt, stieg er nach oben und gerbte seiner Alten mit einem Holzscheid das Fell, sodass sie zuweilen, im Nachthemd, heulend auf die Straße floh.

An einem Sommerabend habe ich sie selber in diesem Zustand gesehen. Mein Bruder und ich standen am Kinderzimmerfenster und sahen die dicke Saumsiegelin mit lautem Jaulen die Straße entlangrennen. Es hörte sich an wie die Fliegeralarmsirene. Diesmal hatte Frau Saumsiegel nicht nur wie sonst ein blaues Auge, sondern auch lauter blaue Flecken im Nachthemd. Ihrem Mann konnte diese Verfärbung wirklich nicht angelastet werden, der schrubbte schon seine Nachtschicht herunter. Im Saumsiegelschen Schlafzimmer war ein Glasballon mit gärendem Heidelbeerwein explodiert.